

**Quelle: Brigitte**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

„Mama hat dich soooo lieb!“

Eine junge Frau lebt auf der Straße und wird schwanger. Sie will ihr Kind behalten, unbedingt. Die Geschichte eines Kampfes gegen Vorurteile, Behörden – und gegen sich selbst

KRISTINA MAROLDT

TEXT KRISTINA MAROLDT FOTOS VERENA BERG

In ihrer zweiten Nacht als Mutter packt sie der Gedanke: Vielleicht war alles umsonst. Sie liegt in ihrem Bett im Krankenhaus, die Wunde vom Kaiserschnitt schmerzt noch, in ihren Brüsten drückt die Milch. Doch das Kind, 50 Zentimeter, 3155 Gramm, das große Versprechen, das endlich alles gut wird, ist weg. Vielleicht für immer? Wenn sie daran denkt, wird ihr schlecht vor Angst.

Sie ist 19, kräftig und gewohnt, auch im Winter auf der Straße zu schlafen. Ihre Unterarme sind durchs Ritzen geriffelt, über ihren linken Oberarm rankt sich ein Tattoo, auf dem Kopf leuchtet ein Irokesenschnitt in allen Regenbogenfarben. Leia, so will sie in dieser Geschichte heißen, wie Prinzessin Leia aus „Star Wars“, hat den Körper einer Kriegerin. Doch ihr Blick ist weich und verträumt.

In ihrer Patientenakte steht, dass sie unter einer Borderline-Störung leidet und während des ersten Schwangerschaftsmonats Drogen nahm. Was nicht dort steht: Dass Leia, sobald sie von dem Baby wusste, ihr Leben radikal geändert hat. Sie hat aufgehört mit den Drogen, hat eine feste Beziehung, eine Wohnung, neue Freunde. Es ist der Versuch einer Drehung um 180 Grad.

Kann das gut gehen? Wir haben Leia ein Jahr lang alle paar Wochen getroffen, von zwei Monaten vor der Geburt bis kurz vor dem ersten Geburtstag ihres Kindes. Nicht alles an ihrer Geschichte ist nachprüfbar. Weil die Ämter die Auskunft verweigern. Weil Treffen nur Momentaufnahmen sind. Doch fest steht: Leia kämpft um ein bisschen Glück im Leben. Nach dem Jahr ist dieser Kampf nicht ausgefochten. Leia will ihn trotzdem gewinnen. Sie sagt: „Ich weiß, ich schaffe das.“

Juli 2017

Das Beste an ihrer Wohnung ist der Kühlschrank, findet Leia. „Essen aufbewahren ist so ein Megaproblem auf der Straße.“ Sie sitzt auf dem Sofa ihrer Wohnung im Hamburger Osten, ein großes Kind mit Babybauch, das ein bisschen überfordert wirkt angesichts des Tempos, in dem sich das Leben in den letzten Monaten verändert hat. Statt auf die Beine vorbei eilender Passanten blickt Leia jetzt auf Schrankwand, Fernseher und eine Straße mit kleinen Mehrfamilienhäusern. An die Wand hinter dem Sofa hat sie mit Reißzwecken Fotos gepinnt: Sie selbst mit fünf im Kindergarten, beim Kuscheln mit ihrem jüngsten Bruder, im Bus neben ihrem neuen Freund – er soll hier Tom heißen –, der sie küsst. Die Bilder beschwören eine Idylle; in Leias Leben blitzten solche Momente bisher nur schnappschussartig auf.

Die Wohnung hat Toms Schwester für sie organisiert, seit April 2017 wohnt Leia hier, zwei Zimmer, Küche, Bad, die Miete zahlt das Amt. Tom half ihr auch, Möbel zu organisieren, Babybett, Wickeltisch, Strampler aus der Kleiderkammer. Tom unterstützt sie beim Ämterkram, hilft ihr im Haushalt, beruhigt sie, wenn sie wieder Alpträume hat, um sich tritt und schreit. Auch jetzt sitzen sie nebeneinander: Er, 23, Installateur-Azubi, ruhige Stimme, breite Schultern, lange Haare, der jeden Sonntag seinen Vater besucht und sagt, so sei das nun mal in Großfamilien wie seiner: „Da betüddelt jeder jeden.“ Und sie, das Heimkind und Straßenmädchen, die verlegen grinst, als sie das hört und frotzelt: „Ey, Familie, das kenn ich gar nicht, was ist das eigentlich?“

**Quelle: Brigitte**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Tom ist die bisher größte Chance in Leias Leben. Als sie ihm im Januar 2017 erzählte, dass sie schwanger sei, sagte er sofort: Wir ziehen das durch. Sie waren da seit einem Jahr befreundet, feierten in denselben Kneipen, seit Kurzem hatten sie eine Affäre. Tom wusste, dass er nicht der Vater ist. Doch er hatte sich in Leias Mischung aus Coolness und Verletzlichkeit verliebt, wollte ihr geben, wovon die Fotos über ihrem Sofa erzählen: Geborgenheit, Liebe. Vielleicht weil er sich selbst danach sehnte. Seine Mutter hatte Krebs, im März 2017 starb sie.

Als Tom und Leia zusammenkamen, herrschte Chaos in Leias Leben. Im Oktober 2016 war sie aus ihrer betreuten Jugendwohnung geflogen, weil ihr damaliger Freund, ein obdachloser, drogensüchtiger Punk, dort gesoffen hatte. Seitdem hing sie mit den anderen Punks auf der Straße ab; war Geld da, nahm sie Drogen. Manchmal übernachtete sie vor dem Sexshop neben ihrer Stammkneipe auf der Reeperbahn, da gab es ein Dach und Licht. Manchmal fand sich ein Kumpel mit Wohnung, bei dem sie schlafen konnte. Manchmal schlief sie auch mit dem Kumpel. Schwanger wurde sie nie, sie nahm die Pille.

Im Dezember 2016 reisten der Freund und sie per Flix-Bus nach Barcelona. Dort, „am Strand mit Wellenrauschen im Ohr“, so hat sie es sich später ausgerechnet, wurde das Baby gezeugt, trotz Pille. Doch die Beziehung war nach der Reise vorbei. „Der hat einfach nichts auf die Reihe gekriegt“, sagt Leia. „Ich wollte nicht auch so enden.“ Vier Wochen später machte sie einen Schwangerschaftstest, weil ihre Periode überfällig war. Er war positiv.

„Mein erster Gedanke war: Ich brauch ein Bier“, sagt sie jetzt auf dem Sofa und lacht. Ihr Kugelbauch hüpft dabei, sie umfasst ihn sofort mit beiden Händen, als fürchte sie, er könne herunterkullern. „Mein zweiter Gedanke war: Bloß nicht. Weil: Ich will den Zwerg ja behalten. Ich hab doch kein Recht, ein Leben zu beenden, das noch nicht angefangen hat. Ich glaube, das Schicksal hat mir damit was sagen wollen: Krieg dein Leben auf die Kette. Also bin ich zum Jugendamt. Steckt mich irgendwohin, hab ich gesagt. In eine betreute Wohnung, ein Mutter-Kind-Heim, egal. Hauptsache, ich kann dieses Kind kriegen. Ich freu mich so darauf, weil: das ist meins!“

In Leias Leben gab es bisher nichts, was ihres war. Wenn sie davon erzählt – und sie tut das so abgeklärt, dass man ahnt, wie oft sie ihre Kindheit schon vor Therapeuten ausbreiten musste – dann hat man den Eindruck: Hier ging schief, was schiefgehen konnte. Irgendwie schaffte Leia es trotzdem, auch nach den tiefsten Abstürzen immer auf den Füßen zu landen, den Dreck abzuschütteln, weiterzulaufen. Leia, die Katze. Das hat sie gerettet.

Sie wuchs in einem Dorf an der Ostsee auf, ihre Mutter hatte sich schon vor der Geburt von ihrem Vater getrennt, zu Leia sagte sie: Du bist das Produkt einer Vergewaltigung, hätte ich dich nur abgetrieben. Die ersten Lebensjahre pendelten die beiden zwischen Wohnung und Mutter-Kind-Heim. Mit sieben riss Leia das erste Mal aus. Mit acht kam sie ins Kinderheim. Nach zwei Wochen begann einer der Erzieher, sie unterm Höschen zu befangern. Es dauerte Monate, bis ihr dämmerte, dass das nicht okay war. Bescheid zu sagen traute sie sich nicht, aus Angst, man würde ihr nicht glauben. Stattdessen spürte sie bald eine riesige Wut, die sie immer öfter aus dem Nichts packte. Dann prügelte sie sich, ritzte sich, hielt einem anderen Kind ein Messer an den Hals, musste in die Psychiatrie, bekam Pillen gegen ADHS, die nichts halfen. Erst mit elf vertraute sie sich einer Freundin an. Die schlug Alarm, Leia kam wieder in die Psychiatrie, dann in ein Heim nach Baden-Württemberg. Der Erzieher wurde wegen des Missbrauchs an ihr zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Vielleicht wäre Leias Leben anders verlaufen, hätte sie von da an eine feste Bezugsperson gehabt, die zu ihr gehalten und ihr gleichzeitig Grenzen gesetzt hätte. Doch eine intensive Betreuung kostet Zeit und Geld; beides ist in der Jugendhilfe knapp. Immer wenn Leia Probleme machte, wurde sie deshalb in ein anderes Heim geschoben, wie ein kaputtes Möbelstück, das keiner mehr will. Irgendwann hielt sie sich selbst für einen hoffnungslosen Fall.

**Quelle: Brigitte**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Schon mit zehn hatten Ärzte bei ihr eine Borderline-Störung vermutet, mit 18 bekam sie die Diagnose. Borderline kann entstehen, wenn Kinder just von denen zurückgestoßen werden, die ihnen Halt geben müssten; auch sexueller Missbrauch kann dazu führen. Wer Borderline hat, kann seine Gefühle schwer kontrollieren und die anderer schlecht einschätzen, fühlt sich oft wertlos, giert nach Aufmerksamkeit, wird vom kleinsten Konflikt aus der Bahn geworfen. Viele führen trotzdem ein glückliches Leben. Doch Leias ohnehin nicht einfachen Weg macht diese Krankheit oft komplizierter.

Mit 16 riss sie wieder aus, ohne Schulabschluss, mitten im Winter. In Freiburg kümmerten sich obdachlose Punks um sie, zum ersten Mal fühlte sich Leia akzeptiert, wie sie war. Doch die Punks schenkten ihr auch Drogen und Alkohol, ihre Wut betäubte sie nun damit. Ein Jahr zog sie durch Deutschland, dann landete sie in Hamburg. „Babykeks“ nannten die anderen Punks sie dort, weil sie noch so jung war.

Wer lange auf der Straße lebt, dem fällt die Rückkehr in einen Alltag mit Regeln und Pflichten oft schwer. Doch Leia will beweisen, dass sie es kann. Dass sie jetzt eine Wohnung habe, einen festen Freund und bald eine Tochter, sei für sie auch eine späte Genugtuung, sagt sie. Früher habe sie sich oft ausgemalt, wie sie den Erzieher, der sie im Heim missbraucht hatte, foltern würde, sollten sie sich begegnen. „Heute träume ich davon, ihn einfach anzulächeln und zu fragen: Na, hast du auch so ein schönes Leben? Denn genau das wollte der doch: mein Leben zerstören. Aber ich bin immer noch da.“

August 2017

Sechs Wochen später sitzt Leia auf einer Bank vor dem Krankenhaus, in dem sie vor drei Tagen ihre Tochter entbunden hat. Sie ist blass, ihre Hände zittern. Sie sagt: „Ich will hier weg.“

Die Geburt sei schlimm gewesen. Blasensprung, ewiges Warten auf die Wehen, zwölf Stunden Schmerzen, Kaiserschnitt. Am 27. August dann, kurz vor Mitternacht: Samira, die Tochter, gesund, in ihrem Arm. „Ich dachte, jetzt haben wir’s geschafft.“

Doch dann sagt ihr am nächsten Morgen die Babylotsin des Krankenhauses, dass Samira zur Beobachtung ins Kinderkrankenhaus verlegt werden müsse, der Kinderarzt befürchte Entzugerscheinungen wegen Leias Drogenkonsum in der Frühschwangerschaft. Die Babylotsinnen, die es in vielen Kliniken in Deutschland gibt, sind für Frauen wie Leia eigentlich wie geschaffen: Als speziell ausgebildete Sozialpädagoginnen sollen sie Mütter in schwierigen Situationen beraten. Doch Leia fühlt sich überrumpelt, misstrauisch gegenüber Sozialarbeitern ist sie wegen ihrer Heim-Odyssee sowieso. Den Vorschlag der Babylotsin, sich zu Hause von einer Familienhebamme betreuen zu lassen, lehnt sie deshalb brüsk ab. Die Verlegung Samiras interpretiert sie als Versuch, ihr die Tochter ganz wegzunehmen. Als Samira in die Kinderklinik gebracht wird, lässt sie sich entlassen und fährt mit.

Den Tag dort schildert sie als einzige Demütigung; ob die Dinge sich wirklich so zugetragen haben, lässt sich nicht prüfen, die Klinik will sich nicht dazu äußern. Leia sagt: „Die haben mich als Menschen zweiter Klasse behandelt. Ich hatte Angst, dass sie das auch mit Samira tun.“ Ich will in eine andere Klinik, habe sie gerufen. Sonst hau ich mit der Kleinen ab! Dann müssen wir den Kinder- und Jugendhilfenotdienst einschalten, habe man ihr gesagt. „Da war mir klar: Die würden Samira im Zweifel in eine Pflegefamilie geben.“ Von da an sei sie still gewesen.

Am Abend kommen sie dann doch zurück in die alte Klinik. Samira wird zwei Tage auf der Neugeborenenstation überwacht, Leia darf alle vier Stunden zum Stillen zu ihr. Danach 24 Stunden Probezeit auf der Wöchnerinnenstation; die Klinik will sichergehen, dass sie mit Samira klarkommt.

Als Leia am vierten Tag nach der Geburt endlich nach Hause darf, mit Samira und einer Liste von

**Quelle: Brigitte**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Pflichtterminen bei Kinderarzt, Jugendamt und psychosozialem Dienst, sind die Fronten für sie glasklar: Ihr Feind, das sind alle, die an ihr zweifeln – die Ärzte, die Sozialarbeiter, die Behörden. Vor denen will sie sich keine Blöße mehr geben. Sie will es schaffen. Jetzt erst recht.

September 2017

Wenn man Leia ein Jahr lang begleitet, dann sind die leichten Begegnungen die, bei denen sie selbst das Gefühl hat, alles im Griff zu haben. Sie kann dann charmant sein, zugewandt, empathisch. Doch genauso häufig erlebt man sie in kritischen Phasen, die fast wütend machen. Weil sich Leia durch ihre Impulsivität die größten Steine oft selbst in den Weg legt, die Schuld später aber gern auf andere schiebt. Und weil sie mit ihrer Angst vor Verbindlichkeit meist genau die vor den Kopf stößt, die ihr eigentlich helfen wollen.

Leia ganz zu fassen, ist schwer; oft wirkt sie, als spiele sie nur eine Rolle – wie ein Kind, das testet, wie es am meisten Aufmerksamkeit bekommt: als Vernünftige, als Dreiste, als Opfer, als Kämpferin?

Einer der wenigen Momente, in denen sie ganz bei sich zu sein scheint, ist ein Badeausflug an die Elbe. Am Fluss ist es still an diesem Tag, keine Menschen, nur das Wasser, das in der Sonne glitzert. Leia zieht sich aus bis auf die Unterwäsche, läuft ins Wasser, wirft sich hinein. Schon als Kind habe sie das gemocht, wird sie später sagen: die Wellen, die sie wiegen. Die Geborgenheit, die man plötzlich spürt.

In den ersten Wochen nach der Geburt läuft mit Samira alles gut. Leia hält sie verliebt in den Armen, stillt sie, schmust mit ihr. Sie bekommen viel Besuch von Freunden und Toms Familie. Auch ihre Mutter, mit der sie seit der Schwangerschaft wieder mehr Kontakt hat, reist kurz von der Ostsee an. Darf ich sie auch mal halten, fragt sie, als sie Samira sieht. Leias Augen leuchten, als sie davon erzählt.

Das Leben ihrer Tochter, hat sie sich vorgenommen, soll anders starten als ihres. „Meine Mutter und ich sind ja gleich ins Heim gekommen. Da haben sich 16 Leute um mich gekümmert, wir hatten keine Chance, eine Bindung zueinander aufzubauen.“ Sie lässt Samira deshalb nicht aus den Augen, liest Bücher über Babyentwicklung, trifft regelmäßig ihre Nachsorgehebamme. „Meine Zaubermaus“, schreibt sie auf ihrer Instagram-Seite unter einem Foto von sich und Samira. „Mama hat dich soooo lieb!“

Der Stress beginnt, als Samira vier Wochen alt ist. Wegen einer Fehlstellung der Hüfte wird ihr eine Spreizhose verordnet. Wenn sie sie trägt, brüllt sie wie am Spieß. Leias und Toms Nerven liegen blank.

Wer Borderline hat, den packen Wut, Angst und Erschöpfung mit solcher Wucht, dass die Anspannung schnell unerträglich wird. Viele versuchen dann, den Druck zu mildern, indem sie sich ritzen, Drogen nehmen. Während ihrer Schwangerschaft hat Leia sich andere Ventile gesucht: sich aufs Bett legen und Musik hören zum Beispiel. Doch mit einem brüllenden Baby ist das schwer.

Als sich Samira eines Nachts wieder nicht beruhigen lässt, explodiert in ihr die Wut, die sie von ihrer Zeit im Kinderheim kennt: Sie packt den Teddy, der neben Samira liegt, und würgt ihn. Danach ist sie über sich selbst erschrocken. Sie ruft ihre Nachsorgehebamme an, weint: Ich hab den Teddy gewürgt statt Samira! Ich brauche doch Hilfe! Die Hebamme alarmiert eine Koordinationsstelle für Frühe Hilfen, bittet um Vermittlung einer Familienhebamme. Es eile! Man verweist sie ans Jugendamt: Wenn eine Mutter so etwas tue, müsse man eine Kindeswohlgefährdung melden, nur dann sei schnelle Hilfe möglich. Okay, sagt Leia, ruf da an. Tags darauf besucht sie der Jugendamtsmitarbeiter, der sie schon seit ihrer Obdachlosenzeit betreut. Sie besprechen, wie es weitergeht: Samira darf bei ihr bleiben, das Amt sucht eine Familienhelferin, Leia einen Therapieplatz. Es scheint, als werde alles gut.

**Quelle: Brigitte**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Oktober 2017

Doch dann passiert sechs Wochen lang nichts. Leia ruft einige Male im Amt an, stets heißt es: Es dauert noch. Soll ich Druck machen?, fragt die Hebamme. Doch Leia hat Angst, dass man ihr Samira dann wegnimmt. Ihr gehen die Sätze der Frau vom Jugendamt nicht aus dem Kopf, die sie nach der Kindeswohlgefährdungsmeldung angerufen hat: Geht es ihnen nicht gut, geht es dem Kind nicht gut. Wäre eine Pflegefamilie nicht vielleicht besser?

Die Vorstellung, Samira weggeben zu müssen, macht Leia verrückt. Doch der Alltag mit ihr auch. Das Gebrüll, der Haushalt, der Ämterkram. Tom, der nicht versteht, warum sie die Wochenenden nicht mit ihm und seinem Vater verbringt, sondern zu einem Kumpel flüchtet, der auf der Reeperbahn wohnt. Weg vom Babysstress. Und auch weg von dem Gefühl, Tom und seiner Familie ewig dankbar sein zu müssen.

Von der Spreizhose bekommt Samira einen Nabelbruch. Noch mehr Geschrei. Im Oktober haben alle drei Krätze. Der Juckreiz macht sie wahnsinnig.

Die Wut ist nun Leias ständiger Begleiter. Wenn Samira nicht tut, was sie will, schreit sie sie an. Wenn Tom meckert, dass sie nicht geputzt hat, explodiert sie. Nachts liest sie Bücher über Borderline. Ich muss das in den Griff kriegen, denkt sie. Seit sie in Hamburg ist, hat sie zwei Therapien abgebrochen, ihr war nicht klar, wieso sie so was brauchte. Jetzt weiß sie es. Doch wo soll Samira hin, wenn sie in der Klinik ist?

November 2017

Die Nacht zum 21. November ist besonders hart. Leia schläft kaum. Zwei Wochen zuvor hat sie die Hebamme gebeten, doch beim Amt nachzufragen. Als sich keiner meldete, ging sie selbst dorthin. Sie werde Hilfe kriegen, hieß es. Nächste Woche.

Erst war sie erleichtert. Doch dann kamen die Zweifel: Geht es mir noch so gut, dass ich Samira geben kann, was sie braucht? Gerädert steht sie an diesem Morgen auf, füttert Samira. Die will nicht trinken. Da rastet sie aus: Sie greift sich ein Kissen, schleudert es gegen die Wand. Das hätte Samira sein können, denkt sie, als die Wut abebbt. Und dann: Ich brauche eine Therapie. Sofort. Und Samira muss in eine Pflegefamilie. Alles andere wäre egoistisch.

Sie packt Samiras Sachen. Sagt Tom, sie werde ihn an der Berufsschule abholen. Um zehn stehen sie vorm Jugendamt. Ich kann nicht mehr, sagt Leia. Ich möchte Samira in eine Pflegefamilie geben.

Auf einmal geht alles ganz schnell. Gegen Mittag kommt eine Pflegemutter. Leia erklärt ihr, wie oft Samira trinkt, wann sie schläft, was sie mag. Dann küsst sie ihre Tochter und zieht Tom aus dem Raum, weg hier, bloß nicht heulen. Erst im Aufzug weinen sie. So sehr, dass es sie schüttelt.

Winter 2017/2018

Warum zog sich die Suche nach einer Familienhelferin so? Selbst für eine Großstadt wie Hamburg sind acht Wochen lang. Hatte Leias Betreuer zu viele Fälle auf dem Tisch, wie die meisten Mitarbeiter deutscher Jugendämter? Gab es Engpässe bei den freien Trägern, die die Familienhelferinnen stellen? Hatte sich Leia gegenüber dem Jugendamt stärker gegeben, als sie war? All das würde man den Betreuer gern fragen. Doch der lässt über die Pressestelle des Jugendamts ausrichten: Für ein Gespräch stehe er nicht zur Verfügung.

Samira ist weg. Und Leia stürzt in ein Loch. Sie schläft kaum noch, ritzt sich wieder, Ende November lässt sie sich für zwei Wochen in die Krisenstation einer psychiatrischen Klinik einweisen.

**Quelle: Brigitte**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Das Loch ist danach immer noch da. Doch Leia tut jetzt, was sie schon früher tat, wenn ihr Leben so dunkel war, dass sie es kaum aushalten konnte: Sie schaltet um auf Angriff. Diesmal allerdings schlägt sie nicht wild um sich wie im Kinderheim. Diesmal hat sie ein Ziel. Sie will Samira zurück. Und sie weiß: Weil sie sie von sich aus zu Pflegeeltern gegeben hat, kann sie jederzeit die Rückführung beantragen. Damit das Jugendamt zustimmt, muss es aber überzeugt sein, dass es ihr gut bei ihr geht.

Sie überlegt: Was brauche ich dafür? Eine Therapie, eine Familienhelferin, ein Leben, das gut ist für Samira. Also los. Sie recherchiert Therapieplätze. Färbt den Regenbogen auf ihrem Kopf zum braven Kastanienbraun. Trifft jede Woche Samira und die Pflegemutter. Bloß nicht innehalten, sonst kommt die Sehnsucht nach Samira – und die Angst: Was ist, wenn sie so lange wegbleiben muss, bis es heißt: Eine Rückführung ist nicht mehr gut für sie? Das mit der Familienhelferin klappt als Erstes. Ab Januar trifft Leia sie zweimal pro Woche, bespricht mit ihr, welche Ämtergänge und Themen anliegen.

Im Februar startet die Therapie, zwei Wochen auf Station, zehn Wochen ambulant. Sie lernt, dass sich ihre Wut durch Beinezittern ankündigt. Übt, sie mit Stressknete zu zähmen. Bekommt Antidepressiva, die sie ruhiger machen. Sie wird dadurch kein anderer Mensch. Wenn die Pflegemutter sie versetzt, argwöhnt sie sofort, man wolle ihr Samira vorenthalten. Wenn die Familienhelferin keine Zeit für ein Spontanreffen hat, bricht sie das Telefonat mit ihr empört ab. Doch es scheint, als nehme sie nun ein Gefühl nach dem anderen an die Leine. Und Sorge dafür, dass keines unkontrolliert losrennt.

Wir müssen heiraten, drängt Tom währenddessen immer wieder. Samira braucht eine ordentliche Familie, eine wie meine. In so einer Familie werde ich immer fremd sein, denkt Leia. Und geht es mir schlecht, geht es Samira schlecht. Ich bin in der Zwickmühle, verdammt, wie komme ich hier raus?

April 2018

An einem warmen Aprilabend kauert Leia mit frisch gefärbten roten Haaren neben ihrem Reeperbahn-Kumpel auf dem Sofa. Vor dem Fenster seiner Wohnung bauscht sich eine St. Pauli-Flagge, an der Wand baumelt ein Lebkuchenherz: „Chaot und Verrückte“. „Hab ich machen lassen“, sagt Leia und kuschelt sich an den Kumpel. „Für uns.“

Mitte März hat sie mit Tom Schluss gemacht, am Ende einer Woche, in der sich die Ereignisse überschlugen: Gegen den Rat von Leias Betreuer hatten Tom und Leia Samiras sofortige Rückführung verlangt. Der Antrag wurde abgelehnt, doch der Betreuer schlug einen Kompromiss vor: Samira soll im Juli zurückkommen, bis dahin werden die Treffen mit ihr nach und nach gesteigert.

Leia war einverstanden. Tom nicht, noch im Jugendamt wurde er laut. Der macht mir alles kaputt, dachte Leia entsetzt. Wie immer, wenn es mit Tom kriselte, übernachtete sie bei ihrem Kumpel. Verknallt in ihn sei sie schon länger gewesen, kichert sie jetzt auf dem Sofa. Doch diesmal sei eben auch mehr passiert. „Ich hatte schon länger nicht mehr das Gefühl, dass das zwischen Tom und mir Liebe ist“, sagt sie. „Seine Welt, dieses Großfamiliendings, alles heil und super, das bin ich nicht. Wenn ich weiter versuche, mich daran anzupassen, macht mich das kaputt. Ich muss meinen eigenen Weg finden.“

In den nächsten Wochen verwandelt sie ihre Wohnung in ein Leia-Samira-Nest. Das Schlafzimmer wird zum Kinderzimmer, sie selbst zieht ins Wohnzimmer. Sie telefoniert die Kitas im Viertel ab, um einen Platz für Samira zu bekommen: Im Herbst will sie Zeit haben für ein Praktikum als Verkäuferin. Und sie schreibt eine Liste von Freunden, die helfen wollen, wenn sie sich überfordert fühlt.

Samira, hat sie sich überlegt, braucht keine Vater-Mutter-Kind-Idylle. Sie braucht eine Mutter, die so stark ist, dass sie ihr auch allein Liebe und Geborgenheit geben kann. Und Leia findet: Sie ist jetzt so weit. „Ich bin viel ruhiger als vor einem Jahr. Und ich weiß, wie ich im Notfall meine Wut runterfahre.“ Ihre Therapie bricht sie deshalb nach sieben Wochen ab. „Was soll ich da noch?“

**Quelle: Brigitte**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Psychologen sagen, so gehe es vielen Borderline-Patienten. Die Fortschritte seien anfangs groß. Doch wer seine inneren Monster unter Kontrolle bringen wolle, müsse trainieren, auch mit Alltagsgefühlen klarzukommen. Und vor allem: die Traumata seiner Kindheit aufarbeiten. Leia weiß das. „Büchse der Pandora“ nennt sie ihre tiefschwarzen Erinnerungen. Aber an die will sie nicht ran, nicht jetzt. „Es würde mich total zurückwerfen. Ich will erst mal leben. Mit Samira.“

Juli 2018

Am 2. Juli 2018, siebeneinhalb Monate, nachdem Leia Samira weggegeben hat, bringt die Pflegemutter sie zu ihr zurück. Aus dem Baby ist ein kleines Mädchen geworden, das krabbelt, Reiswaffeln mag und vor Wonne quietscht, wenn Leia es beim Toben durchkitzelt. Dreimal pro Woche sieht nun die Familienhelferin nach dem Rechten. Einmal würde reichen, findet Leia. Sie grinst: „Aber passt schon.“

Sie sagt, dass ihre alten Begleiter alle noch da seien: ihr Misstrauen gegenüber den Ämtern. Die Wut auf alle, die ihr nichts zutrauen. Die Angst zu scheitern. Sie hält sie im Zaum, es kostet sie irrsinnige Kraft. Doch ihr größter Feind lauert nun mal oft in ihr selbst. Das hat sie begriffen.

Wie wird es ihr und Samira in zwei Monaten gehen, in zwei Jahren, in fünf?

Ins Kinderzimmer hat sie ein Lebkuchenherz gehängt. „Ich liebe dich“ steht darauf.

Kurz vor Redaktionsschluss erfuhren Redakteurin Kristina Maroldt (r.) und Fotografin Verena Berg: Samira hat einen Kitaplatz! Jetzt fehlt noch ein Praktikumsplatz für Leia. Welcher Supermarkt hat Interesse? Mail bitte an: maroldt.kristina@brigitte.de

Sie wollen jungen Frauen wie Leia helfen?

Etwa ein Drittel der rund 37 000 Straßenjugendlichen in Deutschland sind junge Frauen. Ihr Risiko, schwanger zu werden, ist groß, verhütet wird kaum. Und nur wenige treiben ab, auch weil sie die Schwangerschaft oft zu spät bemerken. Die Stiftung „Off Road Kids“, die sich bundesweit um Straßenkinder kümmert, unterstützt diese werdenden Mütter; auch Leia wurde beraten, zu Ärzten und Ämtern begleitet. Denn was nach der Geburt passiert, hängt davon ab, in welcher Situation sich die Frau befindet: Ist sie wohnungslos, drogensüchtig oder traut sich das Leben mit Kind nicht zu, wird das Baby zu Pflegeeltern gegeben. Manche Frauen kommen in Mutter-Kind-Häusern unter, andere versuchen wie Leia allein zurechtzukommen. Oft kümmern sich auch Verwandte um das Baby, während die Mutter wieder auf der Straße landet. „Verantwortung für ein Kind zu übernehmen, kann große Kräfte freisetzen“, glaubt Bente Müller, Leiterin der Hamburger „Off Road Kids“-Station. Trotzdem sei eine Schwangerschaft eine Herausforderung, die sie keinem Straßenmädchen wünsche. Gesponsert von der Bahn BKK verteilt ihr Team deshalb Kondome, klärt über Verhütung auf, geht mit den Frauen zu Ärzten. Unterstützen können Sie die rein spendenfinanzierte Arbeit hier: www.offroadkids.de

Bildunterschrift:

Leia im Glück: Als ihr Baby geboren wird, ahnt die 19-Jährige noch nicht, wie mühsam der Weg für sie beide wird

Straßenkinderalltag: Um ein paar Euros zu schnorren, sitzt Leia oft stundenlang am Hamburger Hauptbahnhof

„Familie, kenn ich nicht, was ist das eigentlich?“ In ihrer Stammkneipe auf dem Kiez findet Leia Geborgenheit



Quelle: Brigitte

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Verliebt: In den ersten Wochen nach der Geburt lässt Leia ihre Tochter nicht aus den Augen

Ausgelaugt: Leia kann nicht mehr. Doch die versprochene Familienhelferin kommt nicht

Sehnsucht: Im November gibt Leia Samira zu Pflegeeltern. Und vermisst sie sofort

Hoffnung: Seit Juli lebt Samira wieder bei Leia. Für immer? Leia sagt: „Ich weiß, ich schaffe das“
Kasten:

Grafik: